

FLUCHT
AUS
OSTPREUSSEN

1944

1944 - FLUCHT UND VERTREIBUNG
DER FAMILIE HANS EDER
AUS SCHLOBBACH (BIS 1938 PILLUPÖNEN)

Erlebt und niedergeschrieben:

Fritz Eder geb. 24.05.1936

In Pillupönen (Schloßbach) / Krs. Stallupönen (Ebenrode) / Ostpreußen

Der 2. Weltkrieg trat in eine entscheidende Phase. Die Deutsche Wehrmacht war auf dem Rückzug, und die Sowjetarmeen drangen immer weiter nach Westen vor. Sie näherten sich schon bedrohlich der deutsch-litauischen Grenze, an der direkt unser Heimatort lag.

Der für Ostpreußen zuständige Gauleiter (so nannte man damals im Dritten Reich diese Schergen), Erich Koch, hatte der Bevölkerung verboten, ihre Höfe zu verlassen.

Ende Juli 1944 war der Russe an mehreren Stellen der Ostfront durchgebrochen und wir mußten uns nun auf die Flucht begeben. Wir sind nur ca. 15 km bis zu der Ortschaft Wilken gefahren. 1. Aug. - 10. Aug. 1944. Hier sind wir auf einem großen Bauernhof untergekommen. Es war das Anwesen der Familie Franz Salecker, mit der wir noch weitläufig verwandt waren. Wir sind mit dem Pferde-Leiterwagen geflüchtet. Mit dabei waren:

Unsere Mutter Ida Eder, geb. Hofer, 40 Jahre, die Oma Elise Eder, geb. Steinbacher, 71 Jahre, mein Bruder Hans, 13 Jahre, meine Schwester Elfi, 2 Jahre und ich mit 8 Jahren.

Unser Vater, 47 Jahre alt, der neben seiner Landwirtschaft während des Krieges noch beim Zoll war, blieb noch in Schloßbach. Hier verrichtete er seinen Streifendienst an der nahen deutsch-litauischen Grenze. Aus diesem Grunde wurde er nicht zum Kriegsdienst herangezogen.

Vom 1.8. bis zum 10.8.1944 hielten wir uns in Wilken auf. Den Fluchtwagen fuhr unser Tagelöhner, Herr Bartel. In dieser Zeit wurde die Sowjetarmee wieder zurückgedrängt und die Front stabilisierte sich zunächst etwas. Es wurde wieder Entwarnung gegeben und wir konnten zurück auf unseren Hof. Auf unserem Anwesen fanden wir chaotische Zustände vor. Die Nachschubtruppe der Deutschen Wehrmacht hatten in unserem Wohnhaus wie die Vandalen gehaust, wahre Orgien wurden mit Schnaps, Bier und „Flintenweibern“ gefeiert unter dem Motto: „Die kommen sowieso nicht wieder!“

Die folgenden Wochen verliefen verhältnismäßig ruhig. Wenn der Wind von Osten wehte, hörte man in der Ferne den dumpfen Kanonendonner. Als Kind fand man das recht spannend und aufregend, weil man die Gefahr, die ein Krieg verursachte, gar nicht erkannte. Die ständigen Sondermeldungen im Radio wurden so spannend gesendet; Reichs-Propagandaminister Joseph Goebbels: „Und wieder hat die Deutsche Wehrmacht die Bolschewisten in erbitterten Kämpfen mit großen Verlusten des Gegners zurückgeschlagen, und die Front hat sich weiter nach Osten verlagert.“ Man schöpfte wieder Hoffnung.

So vergingen die Wochen. Die Ernte wurde eingebracht und das Leben auf unserem Hof normalisierte sich. Doch die Angst, dass wir wieder flüchten müssen, blieb. Nach einiger Zeit rückte die Front wieder näher und der Kanonendonner verstärkte sich. Ständige Sondermeldungen im Radio über hohe Verluste der russischen Armee (um die Bevölkerung zu beruhigen) waren an der Tagesordnung. Die Wahrheit über den Kriegsverlauf wurde uns verschwiegen.

Am 10. Oktober 1944 kam der Befehl, Ostpreußen zu verlassen. Am 13.10.44 begann dann die große Flucht für immer. An den beiden Tagen vorher wurden noch Gänse geschlachtet und Vorbereitungen für die große Reise getroffen. Vater hatte noch armdicke Weidenäste aus den Bäumen gesägt, damit unser Leiterwagen als Planwagen umgebaut werden konnte. Die nötigsten Habseligkeiten wurden zusammengepackt: Kleidung, Lebensmittel usw. Bettdecken waren auch wichtig, denn der harte Winter rückte näher.

In den ersten Tagen kamen wir bis Insterburg. Vom 16. – 19.10.44 waren wir auf dem von den Gutsbesitzern verlassenen Gut Jänichen bei Insterburg. Der Hof war voller Militär der Deutschen Wehrmacht mit Geschützen und Panzern. In dem großen Gutshaus hatten wir einen Raum für uns zum Übernachten. Auf dem Hof waren auch noch viele Flüchtlingsfamilien, die nicht alle ein Zimmer fanden.

Unsere Fluchtroute verlief dann über Wehlau, Friedland, Domnau, Pr. Eylau bis Albrechtshof/Krs. Pr. Eylau. Hier wohnten wir vom 26.10.44 bis 27.1.45 bei Familie Block, die ihre Heimat noch nicht verlassen hatte.

Auf unserer ersten Fluchtstufe bis Albrechtshof befanden sich auch unsere Verwandten, Familie Emil Salecker, und Familie Hans Rieder aus Schlossbach.

Familie Rieder war mit 6 Personen in Albrechtshof bei Landwirt Friese untergebracht

1. Hans Rieder, 46 Jahre
2. seine Ehefrau Minna Rieder, geb. Eder, 46 Jahre
3. Christa Rieder, 16 Jahre
4. Gertrud Rieder, 15 Jahre
5. Elli Rieder, 14 Jahre
6. Edith Rieder, 9 Jahre

Familie Emil Salecker hatte in Albrechtsdorf mit 5 Personen auf dem Hof von Familie Nagelpusch eine Unterkunft gefunden

1. Emil Salecker, 46 Jahre
2. seine Ehefrau Maria Salecker, geb. Eder, 42 Jahre
3. Gerda Salecker, 15 Jahre
4. Emil Salecker, 13 Jahre
5. Gerhard Salecker, 3 Jahre

In Albrechtsdorf blieben wir über Weihnachten und den Jahreswechsel. Die Front war wieder einmal zum Stillstand gekommen. Doch die Ruhe über den Jahreswechsel war trügerisch:

Plötzlich, am 28. Januar 45, war der Russe an mehreren Stellen der Front durchgebrochen. Panikartig mußten wir Albrechtsdorf verlassen. Wir kamen nur einige Kilometer weit bis zu den Orten „Sand“ und „Bandels“. Die Straßen waren mit Treckwagen restlos verstopft. So weit das Auge blicken konnte nur Flüchtlingswagen, und es ging nicht voran. Doch plötzlich tauchten einige hundert Meter vor uns Panzer auf, die über die Felder kamen. Als neunjähriger Junge fand man diese Situation wahnsinnig aufregend. Die Front war plötzlich mitten unter uns. Es war wie in einem Kriegsfilm, und man war mit dabei, ohne die Gefahr zu begreifen.

Als die Panzer näher kamen, war es nicht die Deutsche Wehrmacht, die uns verteidigen würde, sondern es waren russische Kettenfahrzeuge mit dem Sowjetstern an den Aufbauten. Irgendwie war der Feind dann wieder verschwunden. Wir konnten nun unsere Flucht, so gut es ging, fortsetzen.

Meist ging es querfeldein, weil es auf den Landstraßen überfüllt war. Der harte Winter kam uns hier entgegen, denn die Äcker und Flüsse waren hartgefroren, es herrschten minus 20-25 Grad. Auf unserem Weg in Richtung „Frisches Haff“ kamen wir durch Gegenden und Orte, in denen schon Kämpfe stattgefunden hatten – tote Soldaten am Wegesrand, ausgeplünderte Flüchtlingswagen und immer wieder Tote, auch Zivilisten.

Da der Landweg nach Westen von den Russen abgeschnitten war, gab es nur noch die Möglichkeit übers Eis zu flüchten. Sonst hätte uns der Russe hier schon gekriegt.

Am 13.2.45 erreichten wir mit zwei Pferdewagen das zugefrorene Frische Haff. Auf dem einen Fluchtwagen, den mein Vater fuhr, war unsere Familie. Den zweiten Wagen lenkte mein vierzehnjähriger Bruder Hans. Es war der Volkssturmwagen, den mein Vater, der nicht bei der Wehrmacht im Krieg war, sondern bei der Volkssturmgruppe (Ziviltruppe), hatte. Zur Erklärung: alle Männer, die für den aktiven Kriegsdienst zu alt waren, wurden im letzten Kriegsjahr zum Volkssturm verpflichtet.

Hier am Frischen Haff blieb der Volkssturmwagen stehen. Unser Vater durfte seine Familie in Sicherheit bringen um dann wieder den Wagen zu übernehmen.

Dazu kam es aber nicht mehr.

Zwei Tage und eine Nacht fuhren wir über das zugefrorene Haff, das teilweise schon viele große Risse hatte. Dazu kamen noch die Granateneinschläge, denn von Frauenburg und Braunsberg aus standen die Wehrmachts- und Flüchtlingskolonnen unter ständigem Beschuß der sowjetischen Artillerie. Aus der Luft brachten die russischen Tiefflieger mit ihren Bordwaffen zusätzliches Leid über die Menschen.

Am zweiten Tag auf dem Eis bekamen wir einen großen Schreck: bei allen Schwierigkeiten durch Beschuß und Luftangriffe fiel eines unserer beiden Pferde in eine Eisspalte. Es guckte nur noch der Kopf aus dem eiskalten Wasser; der Schock und die Aufregung waren sehr groß. Da es sehr langsam voranging und der Treck sowieso meistens stand, war ganz schnell Hilfe von den Wagen vor und hinter uns angesagt. Mit Tauen und Ketten, die dem Pferd um den Hals bzw. um den Schweif gebunden wurden, hat mein Vater mit vielen Helfern unser Pferd, das auf den Namen „Grieser“ hörte, unbeschadet aus dem Wasser gezogen. Dieses Pferd hat die ganze Flucht danach einige hundert Kilometer gut durchgehalten, bis uns die Polen am vorläufigen Ende unserer Flucht im südlichen Ostpreußen Pferde und Fluchtwagen wegnahmen. – Doch dazu später mehr.

Der Schreck mit unserem verunglückten Pferd war noch nicht richtig von uns gewichen, da wurden wir aus der Luft von Tieffliegern der Russen angegriffen. Der Wagen vor uns wurde von Bordwaffenkugeln getroffen, alle vier Pferde vor dem Wagen lagen tot im eigenen Blut auf dem Eis. Die Plane des Wagens war total zerfetzt, und mehrere schwerverletzte Menschen quälten sich kriechend auf dem Eis.

Der Treck bewegte sich nun weiter; man konnte auch nicht stehen bleiben und war gezwungen weiter zu fahren. Es konnte auch niemand helfen. Dennoch sind wir wie durch ein Wunder heil und gesund übers Frische Haff gekommen.

Welch furchtbare Schicksale sich hier bei der Überfahrt abgespielt haben! Es war einfach grausam. Ich habe es heute noch vor Augen: stellenweise waren die Fluchtwagen, oft zehn bis fünfzehn Stück, mit den Hinterrädern im Eis eingebrochen und nichts ging mehr. Dann wurden die Pferde ausgespannt, die Flüchtlinge nahmen ihre Bündel, die sie tragen konnten, und dann ging es zu Fuß weiter. Die Pferde waren oft auch schon am Ende ihrer Kräfte und lagen teilweise schon verendet auf dem Eis. – Man kann es sich kaum vorstellen, was 1945 nach der Überfahrt auf den Boden des Frischen Haffs versunken ist.

Am 16. Febr. 1945 fuhren wir bei Bodenwinkel vom Haff. Das Eis war schon recht brüchig und die Deutsche Wehrmacht hatte schon lange Knüppeldämme und Stege gebaut, damit die Treckwagen überhaupt noch runterfahren konnten. In Ufernähe war kaum noch Eis vorhanden.

Am 17. Febr. 1945 erreichten wir den Weichsel-Fluß. Bei dem Ort Käsemark war noch eine Lastenfähre in Betrieb. Hier setzten wir mit unserem Fuhrwerk über und übernachteten in einem verlassenem Haus. Am nächsten Tag ging die Flucht weiter über Danzig, Oliva, Zoppot, Gotenhafen, Lauenburg, Stolp, Stolpmünde bis Natzmershagen in Pommern. Es war ein kleines Bauerndorf im Kreis Schlawe. Als wir über die Weichsel gen Westen fuhren, ließen wir uns nun mehr Zeit; was konnte denn jetzt noch passieren.

Das war jedoch ein Irrglaube. Die russischen Truppen waren im südlichen Pommern bis Berlin vorgestoßen und kamen uns nun vom Westen her entgegen.

Am 1. März 1945 fanden wir bei dem Landwirt Sievers in Natzmershagen nach langem Fluchtweg wieder eine Unterkunft. Hier waren die Bewohner nicht mehr geflüchtet, wo sollten sie auch hin.

Am 5. März 45 marschierte dann die russische Armee in Natzmershagen ein. Es war gegen Mittag. Mein Bruder und ich hielten uns bei Sievers im Schweinestall auf, in dem unsere Familie in einer Ecke auch ein Strohlager für die Nacht hatte. Plötzlich – was war das? Wir hörten lautes Hufgetrappel, Motorengeräusche, laute Gesänge in einer Sprache, die wir nicht verstanden. Als wir dann aus dem kleinen Stallfenster blickten, trauten wir unseren Augen nicht. Es war Militär. Aber wie sahen die Soldaten aus? Sie hatten braune Uniformen an, auf dem Kopf Pelzmützen. Einige marschierten, dann welche zu Pferde, dann wieder Pferdewagen (Planwagen), Militär-LKWs und auch Motorräder. Dann kamen wir drauf, das könnten nur die Russen sein. Verstehen konnten wir das irgendwie nicht, denn man glaubte ja immer noch an den von Hitlers brauner Gang uns eingehämmerten Endsieg. Doch damit war es nun endgültig vorbei.

Worüber ich mich doch sehr gewundert habe, war die Tatsache, dass die Russen genau solche Menschen waren wie wir. Ich glaubte immer, wenn wir – als wir noch zuhause waren – von den Greueln im Rundfunk hörten und von „Bolschewiken“ und „Kosaken“ die Rede war, es handelte sich um schreckliche, menschenähnliche Wesen.

Es begann nun eine neue, schlimme Zeit. Täglich gab es überfallartige Plünderungen. Begehrt waren Schmuck, Uhren und Eheringe. Immer wieder gab es Jagd auf Frauen und Mädchen, die brutal vergewaltigt wurden. Nach einigen Tagen, am 10.3.45 waren wir von Natzmershagen nach Alt-Bewersdorf gezogen. Hier hatten wir mit mehreren Familien einen Raum auf dem Bauernhof Haase. In dem großen Zimmer schliefen wir alle auf Strohlagern. Eines Abends dann auch ein Überfall von betrunkenen Russen. Plötzlich wurde die Zimmertür aufgerissen und die russischen Soldaten schrien: „Wo ist Frau, Frau komm, Frau komm!“ Meine Mutter, damals um die 40 Jahre alt, hatte sich die Kleider meiner Großmutter angezogen. Auf dem Kopf trug sie ein großes, schwarzes Tuch, in ihrem Arm lag meine 3-jährige Schwester. Auf diese Weise blieb meine Mutter von den Russen verschont, denn sie sah wirklich wie eine Fünfundachtzigjährige aus. Wenn die Soldaten meine Mutter sahen, hieß es nur immer „Stare Baba“ (alte Frau).

So vergingen die Wochen und Monate in Pommern. Die Eltern haben auf dem Bauernhof geholfen. Es musste das Vieh versorgt werden, die Bestellung der Felder stand bevor, und somit war zunächst die große Flucht vorbei. Das Leben änderte sich nun doch. In der Nähe von Alt-Bewersdorf war ein Pferdellazarett in Klein-Rüstow. Hier mußten die erwachsenen Flüchtlinge auch arbeiten.

Unser Glück war es, dass der Russe uns erst in Pommern eingeholt hat. Die Greueln der ersten Zeit, als die Sowjetarmee in Ostpreußen einfiel, gab es so nicht mehr.

Die Wochen vergingen und die Russen waren ganz friedlich. Die Männer versorgten die Pferde, die Frauen bedienten die Feldküche der Soldaten. Bis eines Tages die Nachricht verbreitet wurde, das Pferdelaazarett wird von Pommern nach Ostpreußen verlegt. Das Verhältnis der Russen zu uns hatte sich positiv entwickelt, war fast freundschaftlich.

Dann machten die Soldaten uns das Angebot mit dem Stab nach Ostpreußen zu fahren. Wir könnten alle wieder auf unsere Höfe zurück. Wer wollte das nicht! Einige Flüchtlinge haben noch ihren Schmuck geopfert, nur um mitzukommen. Anfang Juni 1945 war es dann soweit. Es ging mit Pferd und Wagen zurück nach Ostpreußen. Wir waren in der Soldatenkolonne sicher aufgehoben und geschützt.

Anfang Juli 45 landeten wir dann auf einem Gut im südlichen Ostpreußen, welches von Polen besetzt war. Hier endete die angebliche Fahrt zurück in die alte Heimat. Auf diesem Gutshof „Sagsau“ im Landkreis Neidenburg verloren wir unser letztes Hab und Gut. Der Pole nahm uns Pferde und Wagen weg und alles, was wir noch hatten. Das war nun mehr als bitter. Es half nichts, wir hatten uns darauf eingelassen und den Russen vertraut. Wir wohnten nun in einem der verlassenen Arbeiterhäuser auf dem Gutshof mit zwei weiteren Flüchtlingsfamilien. Die Erwachsenen arbeiteten auf dem Hof. Es wurde die Ernte eingebracht, so gut es ging mit den Möglichkeiten, die man hatte. Das Vieh musste von den Männern versorgt werden, die Soldaten wurden im Herrenhaus von den Frauen bekocht und bedient.

Mein Vater war als gelernter Landwirt handwerklich sehr geschickt. Er wurde von den Russen zur Reparatur von Pferdezaumzeug, Reitsätteln, Pferdezügeln etc. eingesetzt. Das kleine Gebäude war direkt neben dem Herrenhaus; er war in seiner Sattlerwerkstatt immer unter Kontrolle.

So verging die Zeit, und eines Tages kam Vater mittags nicht zum Essen nach Hause. Wir hatten keine Erklärung, denn das war bisher nie vorgekommen. Wir machten uns nun doch Sorgen, warum er nicht kam.

Als neunjähriger Steppke entschloß ich mich, Vater zu suchen. Ich lief den kürzesten Weg über den Gutshof zur Sattlerwerkstatt, doch diese war leer. Ich lief nach draußen und wurde von einigen Frauen, die gerade Gartenarbeit verrichteten und sehr aufgeregt waren, angesprochen. „Deinen Vater und weitere fünf Männer haben die Russen im Spritzenhaus (Feuerwehrhaus) eingesperrt.“ Das war für mich ein großer Schock.

So schnell ich konnte lief ich zu meiner Familie und berichtete den schrecklichen Vorfall. Zu der Zeit waren meine Mutter, Großmutter und meine 4-jährige Schwester im Haus. Mein 14-jähriger Bruder war zwischenzeitlich zur Feldarbeit geholt worden. Eiligst sind wir dann alle zum Feuerwehrhaus gelaufen, doch das war von Soldaten schwer bewacht und niemand durfte mit den entführten Angehörigen sprechen. Am späten Nachmittag soll dann ein Militärfahrzeug – so Augenzeugen – die Gefangenen nach Neidenburg gebracht haben.

Seitdem fehlte bis zum Herbst 1948 jede Spur von unserem Vater.

Trotz allem Ungemach war der Russe uns gut gesonnen und beschützte uns in jeder Situation vor der polnischen Bevölkerung. Eines Tages erfuhren wir eine ganz tolle Neuigkeit: die Russen boten uns an gen Westen Richtung Berlin zu fliehen. Das war eine prima Idee und wir waren Feuer und Flamme bei dem Gedanken, aus dieser Gegend wieder weg zu können. Drei weitere Familien und wir sind dann durch eine Nacht- und Nebelaktion aus Sagsau verschwunden. Mein Onkel, Emil Saleker, fuhr uns mit einem Leiterwagen (Pferdewagen) nachts von Sagsau nach Neidenburg zum Bahnhof. Wir trafen uns hier mit den anderen drei Familien. Mehrere russische Soldaten empfingen uns auf dem Bahnsteig. Hier hatten wir nun unsere letzten Habseligkeiten aufgestapelt. Nach einer guten Viertelstunde auf dem Bahnhof hörte man Gesänge aus der Ferne. Wir dachten nun, dass uns der russische Stab einen militärisch-musikalischen Abschied bescherte. Als die Kolonne näher kam, erkannten wir an den eckigen Soldatenmützen, dass es Polen waren. Die ganze Truppe fiel über uns her, die wenigen Russensoldaten ergriffen bei der Übermacht die Flucht und holten Verstärkung.

Wir Flüchtlinge mußten unsere Bündel nehmen, die jeder tragen konnte, und dann wurden wir in ein Bahnhofsgebäude getrieben und in einem Raum eingesperrt. Die Männer wurden zu irgendwelchen Arbeiten geholt, u.a. Straßefegen, Bahnhofsgebäude säubern etc. Die Frauen mit den Kindern blieben eingesperrt und wurden von den Polen bewacht. – Nach einer längeren Zeit kam eine russische Abordnung von Soldaten, welche die Geflohenen zu Hilfe geholt hatten, um uns zu befreien und zu beschützen. Die Männer holten sie alle wieder von der Arbeit, was gar nicht so einfach war, denn alle waren an verschiedenen Stellen eingesetzt. Als dann wieder alle beisammen waren, hatten sie die Polen vertrieben und mehrere Schwerebewaffnete russische Soldaten bewachten unseren Raum vor der Tür.

In der folgenden Nacht war es dann soweit: unter militärischer Bewachung verließen wir unser „Gefängnis“, und wir sind dann mit unseren letzten Bündeln, die wir noch hatten, auf den Bahnsteig gepilgert. Hier stand nun ein Güterzug bereit, den wir bestiegen. Es war ein Viehtransporter mit gutbelüfteten Waggons, die nicht alle mit Kühen besetzt waren. Der russische Stab hatte zwei bewaffnete Soldaten abbestellt, die uns mit Sicherheit nach Deutschland bringen sollten. Mehrmals sind wir noch auf Güterbahnhöfen umgestiegen.

Die erste Station war Allenstein. Auf dem Personenbahnhof warteten schon viele Polen, die uns in Empfang nehmen wollten. Doch die Russen hatten das so organisiert, dass der Zug durchfuhr und weit dahinter auf freier Strecke hielt. Hier stand ein Kohlengüterzug bereit. Wir mußten nun mit unseren letzten Bündeln unter unserem Zug durch, über mehrere Gleiskörper, um in diesen Kohlentransport zu gelangen.

Diese abenteuerlichen Umsteigemöglichkeiten gab es noch einige Male in Holztransporter, offene Güterwagen etc., bis wir dann endlich in Berlin landeten.

Unsere russischen Retter lieferten uns dann in Berlin in einem Flüchtlingslager ab und fuhren wieder zurück zu ihrer Einheit in Ostpreußen. Wir waren so glücklich und dankbar, dass sie uns bis Berlin regelrecht gerettet hatten.

Am zweiten Tag im Durchgangslager wurde ich mit hohem Fieber (über 40°) mit Diagnose „Typhus“ ins Krankenhaus Berlin-Lichtenberg gebracht. Von Ende November 45 bis Anfang April 46 war ich im Oskar-Zieten-Krankenhaus in Berlin-Lichtenberg, daher habe ich die folgende Zeit nicht selbst miterlebt.

Nach drei Tagen Lageraufenthalt in Berlin kamen meine Mutter, beide Geschwister und unsere Großmutter nach Parchim in Mecklenburg. Nach einigen Tagen im Flüchtlingslager in Parchim ging es dann weiter nach Porep, einem kleinen Kirchdorf in der Nähe von Putlitz. Untergebracht waren sie auf dem Bauernhof von Paul Boye, bei dem schon zwei Flüchtlingsfamilien wohnten. Es war ein kleines Zimmer für vier Personen. Geheizt und gekocht wurde auf einer kleinen „Brennhexe“, einem provisorischen Brennofen. Der Schornstein befand sich auf dem Flur, d.h. ein langes Ofenrohr ging im Wohnzimmer bis zur Decke, dann quer durch den Raum, durch die Wand und dann auf dem Flur in den Schornstein. Das Zimmer war immer gut geheizt.

Doch nun wieder zurück zu mir: nach überstandener Krankheit holte mich meine Tante, Irmgard Eder, Ende April 46 aus dem Berliner Krankenhaus ab. Es war eine harte Zeit. Ich war so geschwächt, dass ich neu gehen lernen musste.

Onkel Fritz (Vaters jüngster Bruder) wohnte in Lychen in der Uckermark in einem Blockhaus, wunderschön gelegen an einem herrlichen See. Hier verbrachte ich eine unbeschwerte Zeit von Mai 46 bis Oktober 46. In der Adventszeit 1946 brachte mich Onkel Fritz zu meiner Familie nach Porep. Hier war ich dann von November 46 bis Oktober 47.

In Porep gab es sogar Schulunterricht, alle Jahrgänge in einer Klasse. Schule war ja für mich bis dahin ein Fremdwort. In meiner Heimat in Schlossbach wurde ich 1942 im Herbst eingeschult und im Frühjahr 1943 kam schon das Lazarett der Wehrmacht in das Schulgebäude. Danach war nichts mehr mit Schule.

Aus Porep, das in der sowjetischen Besatzungszone lag, flohen wir dann im Herbst 1947. Die Flucht aus Porep hatte Onkel Fritz aus Lychen organisiert, der kannte sich in diesen Dingen gut aus. Es war eine Nacht- und Nebelaktion, von der im Ort niemand wusste. Mein Onkel, Emil Salecker, der in Porep auf der Nachbarschaft wohnte, brachte uns nachts gegen 2.30 Uhr mit einem Pferdewagen zum Bahnhof nach Putlitz. Wir fuhren mit der Bahn bis Salzwedel, das nahe der Grenze zum Westen lag.

Ein Landwirt nahe der Grenze, Bauer Bock aus Wiersdorf, holte uns mit einem Pferdewagen vom Bahnhof ab. Auf dem Hof übernachteten wir dann. Die Grenze zum Westen war noch sehr durchlässig; es gab nur einige Kontrollpunkte, die mein Onkel kannte.

Es ging also in der kommenden Nacht per Pferdeleiterwagen über die Grenzlücke nach Schnega, das war der nächste Bahnhof an der Grenze im Westen.

Von Schnega ging es weiter nach Uelzen. Wir wurden in dem Flüchtlingslager Uelzen-Bohdamm eingewiesen. Nach einigen Wochen mußten wir uns entscheiden, nach einer Landkarte, in welcher Region wir uns niederlassen wollten. Wo sollten wir hin? Wir kannten keine Gegend. Auf der Landkarte wurden u.a. Aurich, Emden, Lönningen und Wesermünde (das heutige Bremerhaven) angeboten. Wir haben uns dann für den Landkreis Wesermünde entschieden.

Es dauerte nur noch eine gute Woche und die Bahnfahrt von Uelzen nach Bremerhaven stand an. Wieder eine Fahrt ins Ungewisse!

In Bremerhaven angekommen landeten wir in der Bahnhofsmision für eine Nacht. Von Bremerhaven ging dann die Bahnfahrt nach Stubben, denn das war die nächste Bahnstation von Hagen im Bremischen, wo wir nun endgültig landen sollten. Von der Station Stubben wurden wir von dem Landwirt Keithan aus Hagen im Kreis Wesermünde mit einem Pferdewagen (Leiterwagen) abgeholt.

Tagsüber hielten wir uns im Gasthof Eichhorn in der Gaststube auf. Die Mahlzeiten wurden nach einem genauen Plan vom Bürgermeister bei Hagener Bauern reihum abwechselnd eingenommen. Die Nächte verbrachten wir in einer Schulklasse auf einem Strohlager.

Nach einigen Wochen wurden wir bei Elektro-Otten zwangseingewiesen. Hier wohnten schon zwei Flüchtlingsfamilien; es waren Fam. Krause und Fa. Mayer. Bei Familie Otten wohnten wir bis 1951.

Unser Vater kam im Herbst 1948 aus russischer Gefangenschaft und fand uns durch den damaligen Suchdienst des Roten Kreuzes in Hagen wieder. Er war sehr abgemagert und sah elend aus.

Dann begann eine ruhigere Zeit in Hagen. Meine Eltern arbeiteten bei den Bauern und halfen bei der Ernte, im Garten etc. und verdienten so den Lebensunterhalt für die Familie. Ich wurde nach meinem Alter eingeschult und stand vor großen Problemen, denn Schulunterricht gab es vorher kaum. Ich musste hart an mir arbeiten um das Wichtigste aufzuholen. Es hat halbwegs geklappt; Geld für höhere Schulbildung war nicht da, also Volksschule durch, so gut es ging, und dann in die Lehre (1951). Es war eine kaufmännische Lehre, Lebensmittel-Einzelhandel bei der Firma Thams & Garfs in der Hagener Filiale.

Mein Bruder Hans trat eine Lehre als Elektriker bei der Seebeck-Werft in Bremerhaven an.

Nach einiger Zeit bekam mein Vater eine Anstellung bei der Landwirtschaftlichen Bezugs- und Absatzgenossenschaft in Hagen. Hier arbeitete er bis zu seiner Rente.

Meine Schwester Elfi machte ihre Schulbildung mit Abiturabschluß zu Ende.

Nachdem wir nun all dieses hinter uns hatten, wurde ein Häuschen in Hagen gebaut.

Durch den Lastenausgleich, den es damals nach dem Krieg gab (verlorenes Eigentum – der Bauernhof in Ostpreußen) war es möglich, ein Nebenerwerbs-Siedlungshaus zu bauen, mit sehr viel Eigenleistung. Es war alles genau vorgeschrieben, freie Bauweise war nicht möglich. Es musste ein Stall für Schweine im Haus ausgebaut sein, ebenfalls für Hühner. Die Fenster waren vorgeschrieben, ohne Oberlicht zum Aufmachen. Doch nun genug.

Im Frühjahr 1951 zogen wir in unser Eigenheim und

die Odyssee

war endgültig zu Ende.